

Anne Trieba „Hallo Frankfurt! Bilder von Anne“

(Galerie Textor, Frankfurt am Main, 10. Januar 2025)

Cathrin Nielsen

Anne hat mich gebeten, heute Abend ein paar Worte zu ihren Arbeiten zu sagen, sozusagen ein paar Worte en passant, und diesem Wunsch komme ich gerne entgegen. Ich kenne Anne seit etwa 25 Jahren und fast ebenso lang beschäftigt sie sich mit dem, was sie unter dem Titel „Gestalten“ zusammen-fasst: Seit der Jahrtausendwende hat sie ein ganzes Heer von Gestalten geschaf-fen, wobei „Heer“ es nicht wirklich trifft: Es ist eher ein ständig wachsendes Mosaik von nach innen gewendeten Mikrogeschichten und ebenso intimen wie universellen Verhaltensweisen, die das, was wir den öffentlichen Raum nennen, ausmachen und durchziehen.

Anders als die großformatigen Porträts, die Anne parallel dazu in Öl malt und bei denen sie intensiv, Pinselstrich für Pinselstrich, in das Wesen ihres Gegen-übers vorzudringen versucht, anders als diese Porträts entstehen die Gestalten als Momentaufnahme und sie bleiben anonym: Passanten, Vorübergehende. Sie bleiben (wenn man einige Titel der hier präsentierten Zeichnungen nimmt) „Zwei auf einer Bank“, „Leute mit Taschen“ oder der „Mann vorm Penny“. Gleichzeitig werden sie durch die jeweilige Bildunterschrift im Stadtraum verortet, als müssten sie sich dadurch erst nachträglich legitimieren, als wäre ihre erratische Präsenz allzu flüchtig, um für sich selbst zu sprechen: „U1 Richtung Ginnheim“, „Am Römer“, „Zeil“. Sobald ein Name da ist, beginnt sich Raum wie Gallert um die offene Existenz zu schlingen; der Name suggeriert seit jeher eine erste Form der Daseinsberechtigung.

Fast immer haben diese Gestalten zugleich irgendetwas in der Hand oder am Körper: Taschen, Stöcke, Beutel, Flaschen, Zigaretten, Eistüten und – vor allem und in allen Varianten – Smartphones (also Beutel und Smartphones sind wirklich vordringlich). Diese Accessoires korrespondieren den Bildunterschriften bzw. Titeln, wobei weder der Ort noch das Utensil für sich als bildliche Referenz entscheidend sind. Mir scheint, es sind letztlich *existenzielle* Referenzpunkte, die dafür sorgen, dass die im Augenblick aufscheinenden Existenzen im Raum nicht schon im selben Moment wieder verlorengehen.

Gerade in der Stabilisierung durch das Accessoire (wenn man das so nennen möchte) gelingt es Anne, den Einzelnen in seiner berührenden Eigenheit einzufangen, in einer Wendung seines Körpers, einer Hast, einer zerbrechlichen Genugtuung oder Lust – wie der des „Eissessers“, der sich gleichzeitig verschämt und voller Gier über sein Gefrorenes hermacht, was seine Zunge zum fleischigen Tier werden lässt an der ebenso fleischigen himbeerfarbenen Blüte seiner Eistüte. Manchmal ist sind es winzige, kaum abwägbare Details, die das Gesicht einer solchen Mikrogeschichte, ihren „Plot“ in eine bestimmte Richtung lenken: ein anders gelagertes Arrangement der allgegenwärtigen Taschen und

Beutel oder aber eine bloße Präposition im Titel, die die Weiche für die Gestalt an der Grenze zur Auflösung stellt, wie beispielsweise in der Zeichnung „Mann IM Penny, Mann VORM Penny“: Die eine Gestalt als abwägender Konsument vor dem üppig gefüllten Supermarktregal, die andere fast ohne jede Distanz wie verwachsen mit ihren letzten Habseligkeiten; ein Existieren ausschließlich in und aus Taschen, aus zur zweiten Haut gewordenen Kartonagen, Plastikplanen, Beuteln.

Das Wort „Gestalten“ hat ja gleich mehrere Ebenen: Zum einen meint es das gestalterische Tun, also in diesem Fall den konkreten Akt des Zeichnens; zum anderen (als „Gestalt“) den Umriss, die Kontur, Präsenz oder Erscheinung dessen, was dabei ans Licht tritt. Anne ist Minimalistin: Ihr reduzierter, klarer Strich bildet weniger ab, als dass er erfasst, destilliert, auf den Punkt bringt – und darin zugleich entrückt. Diese Entrückung ist der Präzision geschuldet, einer Präzision nicht primär des Auges, sondern dessen, was das Auge ausrichtet und führt: der Nerv des Lebens vielleicht (oder ganzes Geflecht von Nervositäten), der Verlassenheit und (damit zusammenhängend) der Anteilnahme, ja Kombattantenschaft mit dem Anderen. Nerv und Auge, Auge und Hand – all das wächst aneinander in der ständigen, täglichen Übung der Transkription, der gewissenhaften Übertragung subkutan pulsierender Lebendigkeit.

„Kein Tag ohne Linie“ – diese alte Maxime könnte vielleicht auch für Anne gelten. Allerdings nicht im Sinne der Linie als eines bloßen bildnerischen Mittels, als sich in Bewegung setzender Punkt oder losgelöstes Gestaltungselement von Raumobjekten. Sondern als Selbstvergewisserung, als tägliche Ausübung einer in der eigenen Verwundbarkeit wurzelnden tiefen Humanität gegenüber dem anderen Individuum, in dem wir uns ja in einer gewissen Hinsicht spiegeln, ja womöglich in einem tieferen Sinne mit ihm identisch sind.

Im Wort „Gestalten“ und seiner doppelten Bedeutung als Tätigkeit des kreativen Herausdestillierens und dessen, was dabei gestalthaft ans Licht tritt, in dieser Doppeldeutigkeit verbirgt sich ja zugleich eine alte philosophische Frage: Wie kommt es überhaupt zu der Verknüpfung von dem, was wir sinnlich wahrnehmen, und unserer inneren Vorstellung davon? Warum ist das, was ich sehe, zugleich etwas, was ich mit einer wie auch immer gearteten Bedeutung verbinde? Warum „sagt“ mir diese Linie etwas? Zum Beispiel das Gebeugtsein des „Gebeugten“, der innere Jubel in der Zeichnung „Sausen“ oder das zähnefletschende Gruppengrinsen in die Kamera in der Zeichnung „Familie, Goetheplatz“? Was genau erkenne ich in diesen Momentaufnahmen anonymer Paare und Passanten wieder? Körperliche Ausdrucksformen können charakteristisch sein nur dadurch, dass wir selbst einen Körper haben, ja Körper *sind*. Würden wir die Zeichnungen rein optisch auffassen, also von außen, als bloßes „Linienbündel“, bliebe es uns versagt, „etwas“ darin zu erkennen. Wir würden nicht von ihnen berührt. *Dass* sie uns aber berühren, lässt die Gestalten in ihrer Vereinzelung zugleich universell sein: Sie alle haben etwas mit uns als Betrachterinnen und Betrachtern zu tun, und es ist dieses Wiedererkennen, was die Härte

des objektiven Raums, den ganzen Geschichtsgallert, der uns umgibt, perforiert und verflüssigt.

Auch „Lachen“ und „Weinen“ sind solche anonymen, universellen Grenzmo-mente, an denen die Härte des Objektiven aufplatzt. Beide sind Ausdrucks-mittel einer Krise, keine Verständigungsmittel, und trotzdem (oder gerade deshalb?) ereignet sich in ihnen eine tiefere Form des Einverständnisses inmitten des Unverständigen, ein Kontakt, eine Berührung: Sich dem Lachen oder dem Weinen zu überlassen heißt, sich der Krise zu überlassen, für einen Moment lang ohnmächtig und namenlos zu sein und zu spüren, wie W. G. Sebald einmal gesagt hat, auf welch ungeheuer dünnem Eis wir alle stehen.

Sich dieser Brüchigkeit des Daseins immer wieder akribisch zuzuwenden, den Interferenzen im Raum, in denen sich die kleinen Katastrophen des Individuums abspielen, ihnen aus Nähe und Distanz gleichermaßen zu begegnen und sie auf diese Weise aus der Gleichgültigkeit zu befreien – das zeichnet für mich Annes künstlerisches Tun aus. Kein Tag ohne Linie heißt zugleich: Kein Tag ohne Anteil-nahme, kein Tag ohne das Bemühen, den Einzelnen (und damit umgekehrt sich selbst) aus der Trägheit und Ungenauigkeit des äußeren Blicks zu erlösen. Dafür verneige mich vor dir, liebe Anne. Es ist eine tiefe Geste der Mitmenschlichkeit.